

# Indigenialer Umgang mit Wald

Aus Sicht des herrschenden internationalen Diskurses kann Natur- und Biodiversitätsschutz meist und besonders im Wald nur durch Ausschluss des Menschen gelingen. Jedoch wird die traditionelle Nutzungspraxis von indigenen und lokalen Gemeinschaften als bereichernd und schützenswert anerkannt. Diskutiert wird im vorliegenden Beitrag die Nutzung als soziale Beziehung zum Wald und ihre Bedeutung im internationalen Waldnaturschutzdiskurs.

TEXT: KLAUS PUKALL, PIA MAYER-GAMPE



Foto: K. Pukall

**Abb. 1:** Belassen von Totholz fördert die Lebendigkeit des Gegenübers.

## Indigenialität: eine Begriffsklärung

Die Europäische Biodiversitätsstrategie 2030 fordert den strengen Schutz aller Ur- und Primärwälder. Urwälder existieren in Mitteleuropa fast keine mehr, die genaue Definition der Primärwälder im Sinne der Biodiversitätsstrategie steht derzeit noch aus. Grundlagen dieser Strategie sind u. a. die von der Intergovernmental Science-Policy Platform on Biodiversity and Ecosystem Services (IPBES [1]) gemachten Aussagen, dass für die weltweite Degradation der Wälder die Kolonisation verantwortlich sei, die lokale und indigene

Lebensweisen zerstört hat, sowie die Ausbreitung des globalen Kommerzes zusammen mit der Durchsetzung der europäischen naturalistischen Weltansicht, die einen gewaltigen Einfluss auf die lokale Beziehung von Mensch und Natur hatte und zur Ausbreitung einer naturzerstörenden „holzorientierten“ Waldnutzung führte. Ferner wird angenommen, dass schlechte Bewirtschaftung von Firmen und Regierungen vorgenommen wird, während Indigene im Einklang mit der Natur wirtschaften. Das von der Forstwissenschaft entwickelte Konzept des „naturnahen Waldbaus“ oder der Begriff „Silviculture“ tauchen bei IPBES nicht auf.

## Europa: ein weißer Fleck

Wie verträgt sich dies mit der langen gemeinsamen Geschichte von Wald und Mensch in Mitteleuropa? In Europa gibt es kaum Indigene (mit Ausnahme z. B. der Samen), weil „indigen“ definiert wird als Kultur, die einer Kolonialmacht unterlag, was ja in Mitteleuropa 1683 mit dem Sieg über die Türken vor Wien verhindert wurde. In Reaktion auf diesen „weißen Fleck“ (Europa erscheint in diesbezüglichen Landkarten und Grundlagendiskussionen als weißer Fleck) behilft sich das IPBES mit dem Begriff der „lokalen Gemeinschaft“. So erwähnt es: *„Zum Beispiel kleine europäische Bauern, die über Generationen wirtschaften, Hirten und Fischer, einige Förster und Wasseringenieure, die über Generationen hinweg dieselbe Ressource managen, könnten (engl.: „may“) starke Verbindungen zu ihrer örtlichen Natur und ein tiefes Verständnis für örtliche ökologische Prozesse haben und sich als Teil der Natur fühlen.“*

Der in der Diskussion auftauchende Ausdruck „naturalistische Sichtweise“ benennt eine Weltansicht, die Kultur und Natur bzw. Mensch und Natur als getrennte Einheiten betrachtet. Diese Benennung geht zurück auf Philippe Descola und sein Werk „Jenseits von Kultur und Natur“ [2]. Descola wird auch international in diesem Zusammenhang zitiert. Er war der Nachfolger von Claude Lévi-Strauss, einem berühmten Ethnologen, der diese Trennung von Mensch und Natur in allen Mythen der Menschheit am Werke sah. Descola hat dies radikal widerlegt und mehrere Weltansichten unterschieden: die animistische (alles hat einen Geist und ist durch unterschiedliche Körper unterschieden), die totemistische (Mensch und Natur entstammen



einer gemeinsamen Matrix), die analogistische (alles ist durch Analogien in Resonanz verbunden, z. B. Astrologie, I-Ging) und eben die naturalistische (alle Wesen haben einen Körper, aber der Mensch unterscheidet sich von ihnen durch Geist und Kultur). Implizit ist die Aufforderung der IPBES, die naturalistische Sichtweise aufzugeben, die Aufforderung, die Trennung von Mensch und Natur aufzugeben. Jedoch wird sie in einer Art Zirkelschluss auf Europa weiterhin angewandt, in der ebenfalls impliziten Annahme, dass dort, wo diese Weltsicht generiert wurde, Mensch und Natur tatsächlich getrennt sind und es dort für die Natur am besten ist, wo der Mensch nicht ist. Neben diesem Paradox widerspricht auch die pauschale Zuweisung der naturalistischen Weltsicht der zu beobachtenden Praxis: Menschen und Institutionen wechseln die Sichtweisen intuitiv oder taktisch [3].

Ferner gibt es auch durchaus Traditionen innerhalb der Forstwirtschaft, die eine emotionale Verbindung zur Natur herstellen. V. a. ist hier der Begriff der Waldgesinnung zu nennen, zu dem Viktor Dieterich [4] und Hans Leibundgut [5] beigetragen haben:

- *Keine Forstwirtschaft ohne Einführung, synthetische Schau im Sinne Goethes [6].*
- *„Wenn man den Begriff der Waldgesinnung im forstpolitischen Sinn weit genug faßt, sollte das angedeutete liebevolle Verständnis für den Wald nicht auf sein Vorkommen an sich beschränkt sein, vielmehr auch mannigfaltige Beziehungen des Waldes zur örtlichen Bevölkerung umfassen“ [4].*

Dieterich [4] wagt es also, hier eine liebevolle Beziehung zu postulieren, die die Ansprüche der Gesellschaft einschließt. Ist das schon Indigenialität? Der Begriff wird bei Andreas Weber [7] eher so umrissen: „*Indigenialität heißt, sich als aktiven Teil eines sinnvollen Ganzen zu verstehen und so zu handeln, dass die eigene Lebensqualität diejenige dieses Ganzen steigert*“. „*Indigenialität heißt, die Welt nicht länger in unauflösbaren Gegensätzen zu denken und an den Widersprüchen zu verzweifeln*.“ Er fordert eine Praxis der gegenseitigen Verwandlung, des Austausches und des Geschenks.

Damit bezieht er sich auf einen von

## „Indigenialität bedeutet, die Natur als Gegenüber auf Augenhöhe zu begreifen und ihre Lebendigkeit zu fördern.“

PIA MAYER-GAMPE

Descola so genannten „Beziehungsmodus“ auf Augenhöhe, den Descola dem Animismus zuweist. Dieser unterscheidet sich von dem der „Produktion, des Schutzes und der Übermittlung“. Descola führt hier auch interessante Übergangsphänomene an, die etwa auftreten, wenn Rentiere nicht mehr gejagt, sondern nomadisch begleitet werden. Hier kann der Schamane nicht mehr den Herrn der Rentiere anrufen, da die Menschen ja selbst zu schützenden Herren werden. Dieser Übergang und der Widerstreit zwischen diesen Beziehungsmodi sind durch die ganze Wildnisdiskussion fühlbar.

### Wo beginnt das Abendland?

Wir können keine Indianer werden, keine Ojibwes oder Yanomani. Das ergibt allenfalls eine schlechte Karikatur. Doch wenn es um die eigenen Wurzeln geht, was haben wir da? Weber meint, wir müssten zu dem Höhlen von Lascaux zurück. Aber Bilder allein ergeben noch keine Blaupause, fallen in dieser gewaltigen Entfernung allzu leicht Projektionen zum Opfer. Wo beginnt das Abendland? Bei Descartes? Bei Bonifaz, der die Eiche umgehackt hat? Im Wald begann es wohl mit den frühesten sprachlichen Zeugnissen menschlichen Umgangs mit dem Wald, also mit Homer und den verschiedenen Wesenheiten, die den Wäldern inwohnten.

Wie kann jedoch der Anschluss an die Wurzeln gelingen, ohne sich das wissenschaftliche Gehirn zu waschen? Es fängt an einmal mit dem Hören auf die konkreten Erfahrungen von Menschen, die im und mit dem Wald arbeiten. Eine alte Bäuerin sagte im Interview: „*Wir waren mit dem Wald ver-*

*bündet*“ [8]. Sie war also nicht nur verbunden, sondern hatte einen Verbündeten, der Wald erscheint als Gegenüber, das eine soziale Rolle einnimmt.

So ist Weber zuzustimmen, dass Indigenialität zu entwickeln auch eine Dekolonisation des Denkens und der eigenen Sprache bedeutet: Reden wir von Management oder vom Umgang mit dem Wald? Einem Gegenüber auf Augenhöhe? Können wir Ökologie als soziale Beziehung verstehen, wie sie der Animismus lebt? Und weiter: Diese alte Bäuerin war Teil einer Privatwaldgemeinschaft, die Kahlschlag praktizierte. Hier muss das Kriterium der Indigenialität einhaken, die Frage nach der Lebendigkeit des Gegenübers. Das Steigern auch seiner Lebensqualität, wie Weber sagt. Und dies geht nicht ohne Beziehungswissen, nicht ohne Forschung und Grundlagen, mit denen sich Intuition und Einfühlung immer abgleichen müssen.

Kulturbasierte Koexistenz [9] mit dem Wald ist ein ständig laufender Dialog zwischen Wald und Gesellschaft. Um ihn indigenial zu führen, braucht es zunächst eine empirische Bestandsaufnahme:

- *Was haben wir an alten Co-Habitaten, die eine reiche und spezifische Biodiversität aufweisen?*
- *Wo haben wir neuzeitliche und moderne Entwicklungen, die in diese Richtung gegangen sind?*
- *Wie entwickeln wir das weiter?*

## Schneller ÜBERBLICK

» **Indigenialität bietet sich als Schlüsselbegriff an, um nachhaltige, naturschutzfachlich vorbildliche Bewirtschaftungsformen im internationalen Naturschutzdiskurs anschlussfähig zu machen**

» **Indigene Bewirtschaftungsstrategien entstanden örtlich aus historischen Nutzungstraditionen, aber auch durch Anwendung moderner Forschung z. B. zum Totholzmanagement**

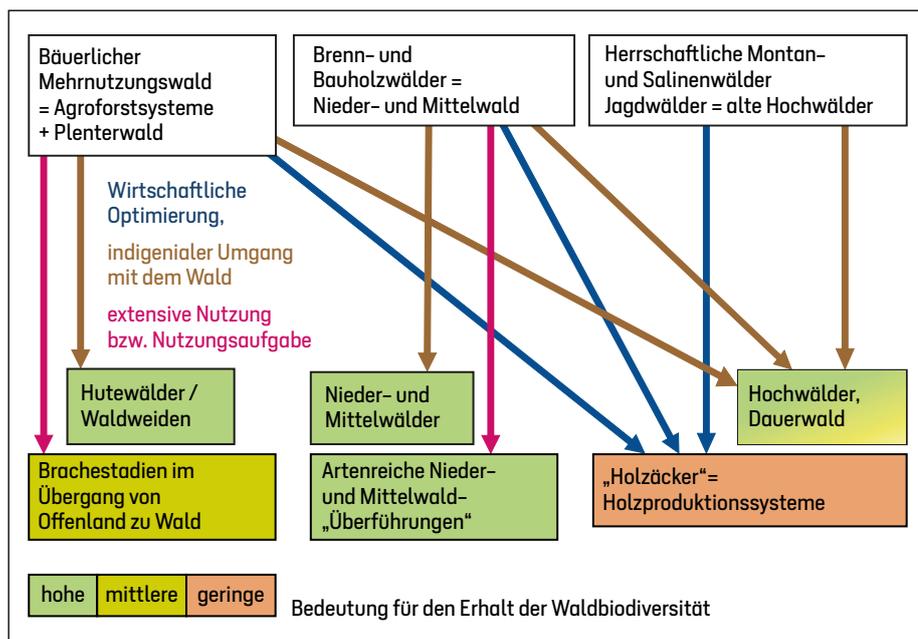


Abb. 2: Schematische Übersicht über die Entstehung von biodiversitätsreichen Wäldern

## Die historischen Wurzeln

Was macht einen indigenen Umgang mit Wald aus? Startpunkt für die Überlegungen ist die Kritik von Naturschutzvertretern an der durch die moderne Forstwissenschaft entwickelten rationalen Forstwirtschaft. Wie viel Indigenität haben wir uns trotz (oder auch wegen) unserer forstwissenschaftlichen Ausbildung erhalten?

Die Anforderungen des Naturschutzes an den Umgang mit Wäldern sind widersprüchlich: „Ziel eines Waldnaturschutzes muss es sein, die Dynamik des Ökosystems Wald mit all ihren ökologisch-charakteristischen Eigenarten und Prozessen, in all ihren Raum- und Zeiteinheiten und unter Berücksichtigung auch historisch bedingter Forstökosysteme (Mittel- und Niederwälder u. a.) zu gewährleisten“ [10]. Auch die Biodiversitätsstrategie der Bundesregierung [1] verfolgt auf der einen Seite ein Prozessschutzziel (5 % der Wälder „mit natürlicher Waldentwicklung“), das den Urwald als Idealtypus anstrebt, und auf der anderen Seite das Ziel, Kulturlandschaften zu erhalten (historische Waldnutzungsformen wie Mittel-, Nieder- und Hutewald mit ihrem hohen Naturschutz- oder Erholungspotenzial). Dies sind in der Regel lichte Wälder mit knorrigem Baumgestalten, wie sie die Romantiker in ihren Bildern verewigt haben.

Je nach Vorkommen von spezifischen gefährdeten Arten bzw. gesellschaftlichen Präferenzen gehört es damit zum indigenen Umgang mit Wald, natürliche Dynamik möglichst ungestört zuzulassen, kulturbedingte wertvolle Habitatstrukturen wie die Mittel- und Niederwälder zu erhalten oder aktiv relevante Habitatstrukturen zu schaffen [12]. Wichtig ist es dabei, den „Faden der Habitatkontinuität“ aufrecht zu erhalten, wie dies das Forschungsprojekt QuerCon forstgeschichtlich verdeutlicht [13].

Gerade für die sog. Urwaldreliktarten stellte die moderne Forstwirtschaft eine Gefahr dar, da starke Hutewald- oder Mittelwaldeichen im Zuge der systematischen Überführungen in Hochwälder aus den Wäldern entnommen wurden und somit den ausbreitungsschwachen an Totholz gebundenen Käferarten die Lebensgrundlage entzogen wurde, bevor wir im Zuge der Naturschutzforschung der letzten Jahre die Notwendigkeit eines „Totholzmanagements“ erkannten. Abb. 2 gibt einen knappen Überblick, von welchen historischen Typen die heute biodiversitätsreichen Wälder abstammen. Idealtypisch unterscheiden wir drei Nutzungstypen, die die jeweiligen Anforderungen der Gesellschaft an die Wälder im sog. hölzerne Zeitalter erfüllten.

1. Im agrarisch geprägten Deutschland waren v. a. die bäuerlichen Mehrnut-

zungswälder vorherrschend, die wir heute modern als Agroforstsysteme beschreiben bzw. deren Nutzen wir langsam wiederentdecken. Dazu gehören durch Weidenutzung geprägte (Hute-)Wälder als auch besonders im alpinen Raum sehr extensiv genutzte Plenterwälder.

2. Die Mittel- und Niederwälder waren nachhaltige Erfindungen zur Deckung v. a. des Brenn- und Bauholzbedarfs, befriedigten aber z. B. auch die Interessen der Gerberzunft.

3. Die Montan- und Salinenwälder bzw. die „Jagdwälder“ erfüllten die Anforderungen des herrschenden Adels und seiner protoindustriellen Unternehmungen.

Aus diesen herrschaftlichen Wäldern heraus entwickelte sich dann die moderne Forstwirtschaft, die die Wälder mit einer einseitigen ökonomischen Ausrichtung auf das Holzproduktionssystem in „Holzäcker“ umwandelte.

Indigenaler Umgang mit Wald besteht in einem (antimodernen) Beharren auf alten Nutzungstraditionen, sodass wir heute immer noch Hutewälder, Waldweiden, Nieder- und Mittelwälder bestaunen können, obwohl sich inzwischen die gesellschaftlichen Ansprüche an die Wälder deutlich verschoben haben. Zum anderen ist es die Fortentwicklung bzw. Neuentdeckung von Arten des Umgangs mit Wald, die biodiversitätsreiche Dauer- und Hochwälder schaffen. Ein Zeichen von Indigenität ist es dabei, die sich wandelnden gesellschaftlichen Ansprüche an die Wälder zu berücksichtigen. Beispielhaft sei hier das Bewirtschaftungskonzept des Forstbetriebs Ebrach der BaySF genannt, der nur das Buchenstammholz erntet und auf die Verwertung von Brennholz weitgehend verzichtet und gezielt Trittsteine schafft, um somit Biodiversitätsziele zu verfolgen. Gleichzeitig ist diese Bewirtschaftung ein gelebter Kompromiss bezüglich des Klimaschutzes.

Die Geschichte der modernen Forstwirtschaft ist überwiegend geprägt durch die naturalistische Optimierung des Holzproduktionssystems. Für das 19. und beginnende 20. Jahrhundert reichen hier die Verweise auf das Normalwaldmodell und die Bodenreinertragslehre, für die letzten 30 Jahre ist die maschinengerechte Umstrukturierung der Wälder ein Beispiel für diesen Opti-

Quelle: K. Pukall



mierungsprozess, der mit vielen negativen Folgen für Natur- und Umwelt verbunden ist. Gegen diese Optimierung gab es immer Gegenbewegungen, die

- durch einen ästhetischen/emotionalen Zugang zum Wald geprägt sind. Die frühe Waldästhetik [14], die Naturdenkmal- und die Dauerwaldbewegung sind hier zu nennen. Selig [15] arbeitet für die Dauerwaldbewegung die kulturgeschichtlichen Leitideen heraus und betont: „Die Intuition, die „Wesenschau“, das gefühlsmäßige Sich-hinein-Versetzen, das Hinein-Horchen in den Wald ist statt [...] der empirisch-analytischen Methode] diejenige Methode, mit der das Wesen des Waldes zu erfassen ist.“
- durch (proto-)ökologische Forstwissenschaftler und Praktiker vertreten wurden. Herausragend als frühes Zeugnis sind hier Gayer [16] und die Vertreter, die für die Waldreinertragslehre argumentierten.

Zusammenfassen lassen sich die Gegenbewegungen unter dem Begriff der Waldgesinnung als „waldnaturnahes, ganzheitliches Forstwirtschaftsdenken“ [4], wobei die Indigenialität des örtlichen Bewirtschafters zentral ist, wie schon Gayer [17] betont: „Alles waldbauliche Wirken muss auf naturgesetzliches Denken gegründet sein; die Schablone ist nirgends mehr von Übel als hier, wo die wirkenden Kräfte einem fortgesetzten und oft großen lokalen Wechsel unterliegen. Der Waldbau ist Sache des Localbeamten.“

### Indigenialer Versöhnungsversuch

Der allgemeine forsthistorische Überblick wird nun auf den Spessart übertragen, der seit der Greenpeace-Kampagne im Fokus der Waldnaturschutzauseinandersetzung steht. Auf der einen Seite hat sich im Spessart eine spezifische Nutzungstradition mit dem Ziel der Wertholzproduktion entwickelt, wobei relativ große Eichensaatflächen zur Verjüngung der Bestände eingesetzt werden. In diese Nutzungstradition ist die örtli-

#### Literaturhinweise:

Download des Literaturverzeichnisses in der digitalen Ausgabe von AFZ-DerWald (<https://www.digitalmagazin.de/marken/afz-derwald>) sowie unter: [www.forstpraxis.de/downloads](http://www.forstpraxis.de/downloads)

che Bevölkerung eingebunden, was auch bei der Eintragung in die bayerische Liste des immateriellen Kulturerbes berücksichtigt wurde [18]. Auf der anderen Seite skandalisiert z. B. die Bürgerbewegung Freunde des Spessart diese Bewirtschaftung als „Plantagenwirtschaft“, die die heimischen alten Buchenwälder im Spessart gefährdet [19]. Man kann den Konflikt als einen Zielkonflikt zwischen den oben genannten widersprüchlichen Zielen des Naturschutzes begreifen und damit die bestehende Bewirtschaftungsstrategie der BaySF gegen die Vorwürfe der örtlichen Naturschützer verteidigen. Man könnte aber auch einen Blick in die Geschichte der Eichenwirtschaft im Spessart werfen und überlegen, wie der „großartige Compositionsbetrieb“, der in den 1830er–70er Jahren mit viel kleineren Verjüngungsflächen ausgekommen ist und damit die Waldbiodiversität viel besser schützen konnte als das derzeit etablierte Verfahren, in die heutige Zeit übertragen werden kann [20].

Hinter der Auseinandersetzung versteckt stehen unterschiedliche Naturvorstellungen. Mithilfe der naturwissenschaftlich geprägten Schutzbegriffe wie Ökosystem und Biodiversität trennte der moderne Naturschutz naturalistisch den Menschen von der Natur. Der historisch gewachsene ästhetisch-emotional geprägte Begriff der Kulturlandschaft ist im internationalen Waldnaturschutzdiskurs wenig anschlussfähig.

In der amerikanischen Literatur gibt es aber eine Gegenbewegung zum Mainstream, der sich an *natural disturbance regimes* orientiert und dabei häufig das Waldmanagement der Native Americans als „natürlich“ gleich mitvereinnahmt. Dabei wird der Mensch wie der Biber als Keystone-Species angesehen oder als Hyperkeystone-Species, um den um bis zu 15-mal höheren Einfluss des Menschen auf die anderen Arten gegenüber anderen Topprädatoren herauszuarbeiten [22]. Das Konzept der Indigenialität dient uns naturalistisch geprägten Europäern dazu, diese Schlüsselrolle nicht zerstörerisch oder ausbeuterisch auszuleben, sondern im Respekt vor und zur Förderung der Lebendigkeit des Gegenübers.

### Fazit

Zusammenfassend lässt sich somit sagen, dass der indigeniale Umgang mit dem Wald seit 1800 in der deutschen

Forstwissenschaft immer eine wichtige Minderheitenposition einnahm und in vielen Forstbetrieben eine jahrzehntelange Weiterentwicklung in Richtung auf einen konsequenten Biodiversitätsschutz erfahren hat [23]. Solche Waldbaumethoden verlangen wissenschaftlich breit ausgebildete, waldgesinnte, experimentierfreudige Försterinnen und Förster, deren Erfahrungen und Experimente wissenschaftlich begleitet werden, damit die lokalen indigenialen Erfindungen einem größeren Publikum bekannt werden [z. B. 24].

Was bedeutet das für die Biodiversitätsstrategie 2030? 10 % der Landesflächen sollen „streng geschützt“ werden: „Ein strenger Schutz ist nicht unbedingt gleichbedeutend damit, dass das Gebiet für Menschen gesperrt ist, lässt aber natürliche Prozesse im Wesentlichen ungestört, um den ökologischen Erfordernissen der Gebiete gerecht zu werden.“ Da ein strenger Schutz auf landwirtschaftlichen Flächen weitgehend nicht umsetzbar ist – artenreicher Grünwald wird nur durch Bewirtschaftung und Pflege erhalten! –, werden also überproportional viele Wälder für den strengen Schutz benötigt. Wir plädieren dafür, die indigenialen Bewirtschaftungsweisen, die Biodiversität gefördert haben, auch in strengen Schutzgebieten weiter zu ermöglichen, wie dies auch im internationalen Diskurs für indigene Gemeinschaften vorgeesehen ist.



**Klaus Pukall**

[klaus.pukall@tum.de](mailto:klaus.pukall@tum.de)

ist wissenschaftlicher Assistent an der Technischen Universität München, Lehrstuhl für Wald- und Umweltpolitik. Dr. Pia Mayer-Gampe hat in München Forstwissenschaft studiert, ist als Schriftstellerin tätig und ist Sprecherin der Initiative Waldnaturschutz Integrativ FAUN.